

Reinfandt, Christoph. "Dissertationspreis 2005: Laudatio auf Dr. Sebastian Hoffmann, Zürich und Dr. Kai Merten, Hamburg." *Anglistik* 17.1 (2006): 23-26.

Das Ziel dieser Karriere, die gut ausgestattete Universitätsprofessur an einer attraktiven Universität, ist aber trotz der (angesichts der in der Wirtschaft üblichen Bewerberzahlen für attraktive Führungspositionen) doch recht positiven Aussichten, wie sie Michael Meyer in seinem Beitrag skizziert, nicht für alle zu erreichen. Daher sind zwei weitere Aspekte von zentraler Bedeutung. Zum einen sollten sich Nachwuchswissenschaftler stets realistische und überprüfbare Ziele setzen, Zeitpläne ausarbeiten und diese regelmäßig evaluieren: Wie viel Zeit plane ich für die Arbeit an der Dissertation, wie viel für andere wissenschaftliche Tätigkeiten ein? Wann möchte ich die Arbeit abschließen? Was tue ich, wenn ich meine Vorgaben nicht einhalten kann? Lassen sich größere Probleme nicht alleine bzw. mit Hilfe der Betreuer lösen, können Forschungssupervision oder ein Promotionscoaching durch speziell ausgebildete Berater helfen.¹⁰ Im Einzelfall ist es vielleicht sogar sinnvoller, die Doktorarbeit rechtzeitig abzubrechen, statt wertvolle Zeit in ein aussichtsloses Projekt zu investieren. Zum anderen empfiehlt es sich, von Beginn an das eigene Kompetenzprofil möglichst breit anzulegen und dabei alternative Berufsfelder nicht aus dem Blick zu verlieren. Selbst hervorragende wissenschaftliche Leistungen sind schließlich noch keine Garantie für eine Professur, und eine zu einseitig auf den Hochschulbereich ausgerichtete Qualifizierung erschwert später die Umorientierung.

Abschließend soll noch kurz die in diesem Kontext entscheidende Frage angesprochen werden: Was kann dieses Forum, was kann der Anglistenverband tun, um die Situation des anglistischen Nachwuchses weiter zu verbessern? Hier gibt es aus meiner Sicht zwei zentrale Desiderate zu benennen, die auch auf dem Nachwuchstreffen während des Bamberger Anglistentags angesprochen wurden. Dies ist erstens die Etablierung eines zielgruppenspezifischen Informationsangebots, z.B. in Form einer Rubrik für Promovierende und *Post-Docs* auf der Homepage des Verbands. Dort könnten z.B. systematisch relevante, d.h. an Nachwuchswissenschaftler gerichtete, *Calls for Papers* bekannt gegeben, aber auch aktuelle Entwicklungen auf dem Gebiet der Nachwuchsförderung dokumentiert und kommentiert werden.

Zweitens könnte der Anglistenverband die Einrichtung und Durchführung einer jährlich stattfindenden PhD-Konferenz unterstützen. Ein erster Schritt in diese Richtung wurde mit dem diesjährigen Workshop des Deutschen Anglistenverbandes für Nachwuchsforscher aus der Literaturwissenschaft zum Thema "How to Publish in the Anglo-American World" bereits getan. Die regelmäßige Veranstaltung eines jährlichen 'Nachwuchstags' analog zum Anglistentag würde die überregionale Vernetzung der Promovierenden unterschiedlicher Hochschulen fördern und ein Forum für den persönlichen Austausch bieten, der ja auch entscheidend zum Erfolg des Anglistentags beiträgt.

Die Durchführung, Evaluierung und Institutionalisierung von Maßnahmen dieser Art ist durchaus mit den satzungsgemäßen Zielen des Deutschen Anglistenverbandes zu vereinbaren, dessen Zweck ja die Förderung des wissenschaftlichen Faches Englische Philologie (Anglistik, Amerikanistik) ist. Denn um die Zukunft des Fachs nachhaltig zu sichern, muss die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses aus den oben skizzierten Gründen bereits bei den Promovierenden ansetzen, auch wenn diese derzeit nicht Mitglieder werden können.

¹⁰ Einen Überblick über Angebote in diesem Bereich und einen Einblick in die Arbeitsweisen von SupervisorInnen geben die Beiträge von Birgit Szczyrba und Anita Barkhausen in dem oben zitierten Band *Promovieren mit Perspektive*.

CHRISTOPH REINFANDT, Tübingen

**Dissertationspreis 2005:
Laudatio auf Dr. Sebastian Hoffmann, Zürich und
Dr. Kai Merten, Hamburg**

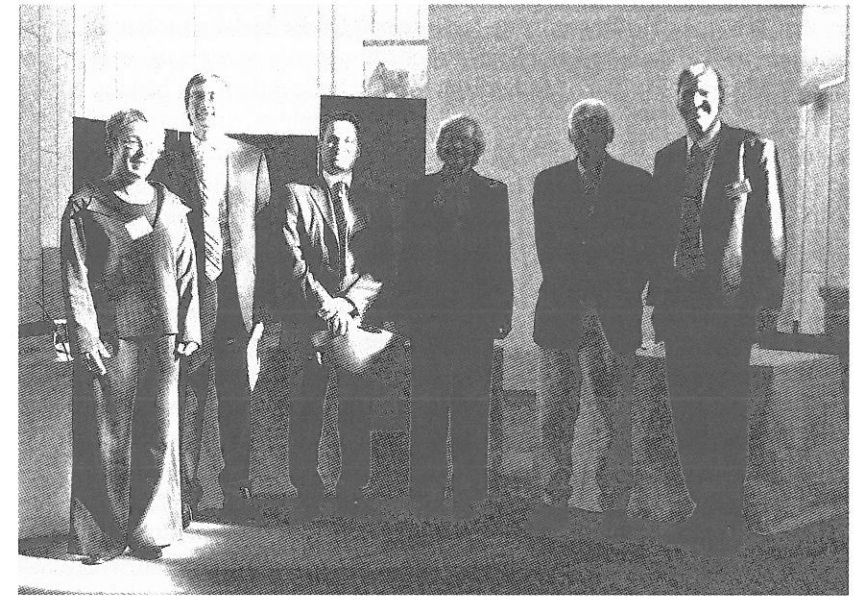


Foto: M. Merkl, Würzburg

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

für den Dissertationspreis des Deutschen Anglistenverbandes waren in diesem Jahr fünfundzwanzig Arbeiten vorgeschlagen. Siebzehn stammten aus dem Bereich der Literatur- und Kulturwissenschaft und acht aus dem Bereich der Linguistik. Das Spektrum der eingereichten Arbeiten war erfreulich groß. Es reichte in der Literaturwissenschaft von traditionellen Automonographien über kulturwissenschaftlich oder komparatistisch orientierte Studien bis hin zu theoretisch avancierten und interdisziplinär angelegten Arbeiten und in der Linguistik von eher didaktisch orientierten Arbeiten zur Lernersprache über Arbeiten aus dem Bereich der Pragmatik oder dem der Gender-Forschung bis hin zu kernlinguistischen, oftmals korpusgestützten Studien. Für die Jury, der neben mir noch Frau Hundt aus Heidelberg, Herr Mukherjee aus Gießen und Herr Winkgens aus Mannheim angehörten, zeichnete sich in diesem weiten Feld dennoch schon bald deutlich eine Spitzengruppe ab, aus der allerdings wiederum die Auswahl nicht leicht fiel. Nach ausführlichen Diskussionen konnte dann aber doch in großem Einvernehmen ein eindeutig 'zweideutiges' Ergebnis erzielt werden: Da sowohl in der Literaturwissenschaft als auch in der Linguistik aus dieser Spitzengruppe wiederum je eine Arbeit herausragte, haben wir uns entschieden, den diesjährigen Dissertationspreis des Deutschen Anglistenverbandes zu teilen. Er geht, sozu-

sagen mit voller Ehre zum halben Preis, an Sebastian Hoffmann für seine in Zürich entstandene und von Gunnel Tottie betreute Arbeit *English Complex Prepositions: Theory and Use. A Corpus-based Study* (Diss., Zürich 2003) und an Kai Merten für seine in München entstandene und von Ulrich Broich betreute Arbeit *Antike Mythen – Mythos Antike: Posthumanistische Antikerezeption in der englischsprachigen Lyrik der Gegenwart* (Diss., München 2002).

Die von Sebastian Hoffmann vorgelegte Arbeit ist die bislang umfangreichste Studie zur Grammatikalisierung komplexer Präpositionen wie *in view of*, *with regard to*, *in line with* oder *on behalf of*.¹ Methodisch lässt sich die Arbeit der bislang noch nicht sehr umfangreichen Gruppe korpusbasierter Monographien zur Grammatikalisierung zuordnen. In theoretischer Hinsicht orientiert sie sich an kognitiv-funktionalen Ansätzen. Die in stilistisch äußerst ansprechendem Englisch verfasste Arbeit überzeugt dabei durch Klarheit und argumentative Stringenz, so dass es auch Nicht-Linguisten keinerlei Probleme bereitet, den Ausführungen zu folgen. In aller Kürze lässt sich der Argumentationsgang der Arbeit wie folgt zusammenfassen: Nach einer kurzen Einführung zum Thema stellt Kapitel zwei die Datengrundlage dar – zu nennen sind hier in diachron-historischer Hinsicht die 23,5 Millionen Wörter der von 1650 bis ca. 1900 reichenden Textsammlung des Gutenberg-Projekts und die den Zeitraum von 600 bis 1988 und 2,4 Millionen Belegstellen umfassenden *OED Quotations*, sowie im Hinblick auf die Gegenwartssprache, das 97,6 Millionen Wörter und den Zeitraum von 1960 bis 1993 umfassende *British National Corpus*. Herr Hoffmann reflektiert überzeugend die Text- bzw. Quellenauswahl der Korpora und diskutiert verschiedene Möglichkeiten der Datenerhebung. Er erreicht dabei eine in methodischer Hinsicht selten anzutreffende Transparenz und selbstkritische Distanz zu den Möglichkeiten und Grenzen der korpuslinguistischen Arbeitsweise. Das dritte Kapitel geht bereits über den üblichen Forschungsüberblick hinaus – der Verfasser stellt hier die wichtigsten theoretischen Ansätze zum Status komplexer Präpositionen dar, zieht aber bereits korpusbasierte Argumente heran, mithilfe derer er den generativistischen Ansatz von Seppänen et al. widerlegen kann, die komplexe Präpositionen als semantisch motivierte Kategorie verstehen. Sebastian Hoffmann ist hier aufgrund seiner empirischen Daten in der Lage, den Untersuchungsgegenstand überzeugend dem Bereich der grammatischen Einheiten zuzuordnen. Das vierte Kapitel unterstreicht diesen Status komplexer Präpositionen und spannt mit den Grundannahmen der Grammatikalisierungstheorie zugleich den zentralen theoretischen Hintergrund der Untersuchung auf. Die Kapitel fünf und sechs widmen sich dann der diachronen Entwicklung komplexer Präpositionen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert und deren synchroner Verwendung in der englischen Sprache der Gegenwart. Am Beispiel der hochfrequenten Präposition *in terms of* zeigt Herr Hoffmann in Kapitel sieben, wie sich grammatikalisierte Einheiten zu Diskursmarkern weiterentwickeln können und bietet damit eine ergänzende Mikroperspektive auf den Gegenstand der Untersuchung. Das achte Kapitel zeigt noch einmal eindrucklich, wie sehr die Grammatikalisierungstheorie durch korpuslinguistische Untersuchungen bereichert werden kann – hier diskutiert Herr Hoffmann die theoretisch anspruchsvolle Frage, inwieweit niedrigfrequente Bildungen

1 Sebastian Hoffmann, *Grammaticalization and English Complex Prepositions: A Corpus-based Study*. (London: Routledge, 2005).

ebenfalls grammatikalisiert sein können und führt überzeugende Argumente für Salienz und Analogie als weitere Faktoren neben Frequenz im Grammatikalisierungsprozess an. Das abschließende Kapitel bietet dann neben einer Synopse der wichtigsten Ergebnisse einen Ausblick auf weitere Forschungsaspekte. Die Arbeit überzeugt, das sollte deutlich geworden sein, nicht nur hinsichtlich der handwerklichen Souveränität im Umgang mit maschinenlesbaren Korpora und in der reflektorischen Tiefe der korpuslinguistischen Methode (hier sei insbesondere noch einmal auf die Überlegungen zu Möglichkeiten und Grenzen der Belegsammlung des *OED* als 'Korpus' verwiesen). Der Autor vermag über das rein positivistische Sammeln von Daten hinaus die korpuslinguistischen Ergebnisse für die theoretische Diskussion etwa in den Bereichen kognitive Linguistik und Grammatikalisierungstheorie fruchtbar zu machen. Er erreicht damit eine geradezu ideal anmutende Verbindung von empirischer Forschung und theoretischer Reflektion, die einen grundlegenden Beitrag zum Fortschritt der Korpuslinguistik liefert. Und schließlich, diese Anmerkung sei mir als Literaturwissenschaftler gestattet, gelingt es ihm, das Ganze auch noch spannend zu gestalten.

Kai Mertens 2004 bei Fink erschienene Studie besticht durch ihre Eigenständigkeit, die ihr vielleicht charakteristischstes 'Alleinstellungsmerkmal' ist.² Auf den ersten Blick – und ich verhehle nicht, dass ich hier aus eigener Erfahrung spreche – mag zum jetzigen Zeitpunkt eine Studie zur Antikerezeption nicht gerade als *cutting edge* anmuten. Doch schon nach wenigen Seiten – und hier kann ich auch für andere Jurymitglieder sprechen – merkt man, dass Mertens Studie genau dieses ist: Viele seiner Beobachtungen und Bemerkungen zum Ende des Humanismus als zentraler Bildungsideologie der westlichen Welt möchte man in ihrer historischen Belesenheit und Reflektiertheit nur zu gerne der gegenwärtigen Bildungsdiskussion hierzulande unterfüttern, und auch sein Gegenstand, die beispielsweise in der deutschen Literatur zunehmend marginal erscheinende Gattung der zeitgenössischen Lyrik, stieß in Großbritannien nach dem zweiten Weltkrieg und bis zum heutigen Tage auf ein ungleich größeres Publikumsinteresse. Stellt man dann fest, und dies ist der zentrale Ausgangspunkt von Kai Mertens Argumentation, dass paradoxerweise die intensive Auseinandersetzung zahlreicher lyrischer Texte mit antiken Themen, Texten und Mythen nach 1960 ausgerechnet in dem Moment einsetzt, als die Kenntnis der antiken Sprachen und Literaturen ihren Rang als selbstverständliches Bildungsgut der oberen Gesellschaftsschichten und damit als Selektionsinstrument des Erziehungssystems unwiderruflich verliert, so wird deutlich, dass Merten ein kulturgeschichtlich höchst aufschlussreiches Textkorpus in den Blick nimmt. Er tut dies zudem auf theoretisch höchst anspruchsvolle Weise, indem er im ersten Kapitel der Arbeit den Rahmen seiner Argumentation mit den Leitbegriffspaaren *Logos* und *Mythos* einerseits und *Diskurs* und *Literatur* andererseits absteckt. Merten zeigt sich hier, wie der Erstgutachter bewundernd vermerkt, der gegenwärtigen Theoriediskussion, "in der ihm nahezu alle einschlägigen Arbeiten bekannt sind [, ...] voll gewachsen," so dass er "gleichsam auf gleicher Augenhöhe mit den führenden Theoretikern unserer Zeit diskutiert." Dabei bemüht sich die Arbeit darum, die Komplementarität der Begriffe auch vor dem Hintergrund postmodern-aufklärungskritischer Favorisierungen von *Mythos* und *Literatur* gegenüber den Reglementierungen von *Logos* und *Diskurs* im Auge zu

2 Kai Merten, *Antike Mythen – Mythos Antike: Posthumanistische Antikerezeption in der englischsprachigen Lyrik der Gegenwart*. (München: Fink, 2004).

lementierungen von Logos und Diskurs im Auge zu behalten. Sie erkennt aber an, dass gerade die moderne Literatur seit dem 18. Jahrhundert mit ihrem Akzent auf Innovation und Regeldurchbrechung eben diese postmodernen Wertungen vorbereitet und begünstigt. So ergibt sich unter anderem der Befund, dass der Niedergang des Humanismus im Bildungswesen eine erneuerte und erneuernde Beschäftigung mit antiken Mythen und dem Mythos Antike in der Literatur überhaupt erst ermöglicht hat. Die drei Hauptteile der Arbeit zeichnen dies dann in beeindruckenden, die literatur-, sozial- und kulturgeschichtlichen Kontexte der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts virtuos mitberücksichtigenden *close readings* nach, in denen sich quasi nebenbei auch eine Kulturgeschichte der englischen Lyrik seit dem 2. Weltkrieg ergibt. Bestechend ist dabei, wie diese Hauptteile zugleich die seit den 1990er Jahren zu beobachtende Rehistorisierung und Repolitisierung der *high theory* der 1980er Jahre aufgreifen, indem einige Kernbegriffe dieser Entwicklung in den Mittelpunkt der Analysen gestellt werden. So wird der Ausgangspunkt im Bildungssystem durch die Doppeldeutigkeit des Begriffes *class*, der die Schulklassen zu den Hierarchisierungen der Gesellschaft in Beziehung setzt, nachdrücklich markiert und erschließt in Kapitel 2 das lyrische Werk Tony Harrison auf beeindruckende Weise. Kapitel 3 hingegen thematisiert am Beispiel der Lyrik Anthony Thwaites, Cliff Ashcrofts und Derek Walcotts den Zusammenhang von Macht und Raum. Für den Leser geradezu verblüffend, aber dann höchst plausibel eröffnet sich hier ein weitreichender Zusammenhang zwischen Reinterpretationen der Antike und postkolonialen Entwicklungen, dessen Erschließung den Boden für eine brillante Lektüre von Derek Walcotts Epos *Omeros* bereitet. Kapitel 4 schließlich setzt diesen Trend zur Aktualität fort, indem es den Begriff des *gender* in den Mittelpunkt stellt und die zentrale Bedeutung der Geschlechterrollen in Bezugnahmen auf die *Ilias*, die *Odysee* und Ovids *Metamorphosen* in der Lyrik Christopher Logues, Margaret Atwoods, Ted Hughes', Eavan Bolands und zahlreicher anderer Dichterinnen und Dichter des ausgehenden 20. Jahrhunderts herausarbeitet. Kurzum: auch wenn das Thema einem nicht so am Herzen gelegen haben sollte, die Lektüre dieser elegant geschriebenen Arbeit öffnet einem die Augen für die anhaltende Bedeutung der Antike in der westlichen Kultur und für das Reflexionspotential zeitgenössischer Lyrik, und das ist wahrlich eine herausragende Leistung.

Wie diese beiden Kurzcharakterisierungen deutlich gemacht haben sollten, verleihen wir den diesjährigen Dissertationpreis an zwei Arbeiten sehr unterschiedlichen Zuschnitts, und das ist auch gut so: Innovation hat viele Gesichter, und gerade in den Geisteswissenschaften – und hier vielleicht stärker in den Literatur- und Kulturwissenschaften als in der Linguistik – muss Raum für souveräne Einzelleistungen jenseits der gängigen oder gerade im Entstehen begriffenen Paradigmen sein, auch wenn die Zukunft sicherlich, ob wir das wollen oder nicht, der Vernetzung gehört. Mit der diesjährigen Entscheidung bedienen wir beide Möglichkeiten, und es ist zu hoffen, dass beide auch in Zukunft bestehen bleiben.

Lieber Herr Hoffmann, lieber Herr Merten: Im Namen des Vorstands, des Beirats und aller Mitglieder des Verbandes und auch im Namen der Jury darf ich Ihnen ganz herzlich gratulieren und gleichzeitig die besten Wünsche für Ihre wissenschaftliche Zukunft aussprechen. Möge dieser Preis Ihnen so viel Glück bringen wie er seinerzeit mir Glück gebracht hat.

BEITRÄGE

DIETER PETZOLD, Erlangen

Robert Louis Stevenson und die Ambivalenz des Abenteurers

Dem breiten Publikum in Deutschland ist Robert Louis Stevenson heute vermutlich nur als der Autor der *Schatzinsel* bekannt, vielleicht auch noch der Geschichte vom Flaschenteufel und der Schauererzählung *Dr Jekyll and Mr Hyde*. Zu seinen Lebzeiten und für etwa zwei Jahrzehnte nach seinem frühen Tod 1894 aber war Stevenson so etwas wie ein Kultautor, gefeiert und verehrt nicht nur als Verfasser von Essays, Reiseberichten, Theaterstücken, Kurzgeschichten, Romanen und einem bezaubernden Band von Kindergedichten, sondern auch und vor allem, weil seine Persönlichkeit faszinierte: die lange, schlaksige Erscheinung mit einer Spur von Extravaganz, sein ruheloses, kurzes Leben, während dessen er seiner schwachen Konstitution und ständigen Krankheiten eine endlose Serie von Reisen und ein literarisches Oeuvre von imponierendem Umfang abtrotzte.¹

Das große Interesse des Publikums an seiner Person hat Stevenson zumindest zum Teil selbst provoziert und gefördert. In seinen Reiseberichten wie auch in seinen Essays spielt das betrachtende und erlebende Ich eine mindestens ebenso große Rolle wie die Objekte seiner Betrachtungen. Ähnlich wie sein Zeitgenosse Oscar Wilde kreiert Stevenson ein publikumswirksames Image seiner Person. Es ist freilich ein ganz anderes Bild als jenes, das Wilde zur Schau stellt (wiewohl auch der junge Stevenson eine gewisse Neigung zum Dandytum erkennen lässt); doch Wildes Bonmot, dass nicht die Kunst das Leben, sondern umgekehrt das Leben die Kunst nachahme, könnte man durchaus nicht nur auf seinen Schöpfer, sondern auch auf Stevenson beziehen.²

Dass Stevensons Image des ruhelosen Wanderers auf der Suche nach Exotik und Abenteuer einen so lebhaften Widerhall im Publikum findet, hängt offenbar mit der besonderen kulturellen Situation der Vormoderne zusammen. Vor allem unter dem Einfluss des Kolonialismus und des Tourismus erhalten die Begriffe 'Abenteuer' und 'Abenteurer' in dieser Zeit einen neuen Stellenwert, der sich unter anderem in Reiseberichten und in Abenteuerromanen manifestiert.³ Stevensons Umgang mit dem Abenteuer und der Gestalt des Abenteurers – in seinem Leben und in seinem Werk – ist in seiner Ambivalenz kennzeichnend für den Wandel, den der Abenteuerbegriff an der Schwelle zur Moderne erfährt. Dessen Anfänge liegen freilich sehr viel früher.

1 Schon bald nach Stevensons Tod setzte eine wahre Flut von persönlichen Erinnerungen und Biographien ein, die erst in letzter Zeit abzuebben scheint. Zur wandelnden Rezeption Stevensons vgl. Maixner 1981 sowie Reinbold, der die Zahl der Stevenson gewidmeten Biographien "Legion" nennt (Reinbold 1995, 9).

2 "The high adventure of Stevenson's own life, his globetrotting, and above all his final phase in the Pacific, tended to make his own life a greater story than any he could devise" (McLynn 1993, 5).

3 Über den Zusammenhang von Abenteuerliteratur und Kolonialismus bzw. Imperialismus gibt es mittlerweile zahlreiche Untersuchungen (vgl. u.a. Brantlinger 1988, Green 1979 und White 1993). Zur Entwicklung des Reiseberichts vgl. Korte, zu der des Tourismus Buzard.